DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, 14. Dezember 1932

Nummer 85

Dienst und Liebe.

Skizze von Paul Friedrich Burgwinkel.

Unschlüssig schritt Sergeant Protze vor dem Schreibzimmer seines Obersten auf und ab. Er war schlechter Laune und hatte allen Grund dazu. Zweimal schon hatte ihm der Oberst den Heiratskonsens verweigert. „Er ist ein zu guter Soldat", war jedesmal die Antwort gewesen, „komm Er im Frühjahr wieder. Soll ich meinen besten Sergeanten bei einer Frau verliegen lassen? Daraus wird nichts, schlag' Er sich den Gedanken aus dem Kopf. Des Müllers Dörchen wird auch ohne Ihn über den Winter kommen."

Protze hatte jedesmal nachgegeben; aber diesmal war er fest entschlossen, eher seine Entlassung zu fordern als auf die ehelichen Freuden mit Dörchen Eicke zu verzichten. Immerhin, es war eine Sache, die zu denken gab. Was sollte ein Soldat anfangen, der nichts gelernt hat als Rekruten ausbilden und Remonte zureiten? Der künftige Schwiegervater war ein Geizkragen; und Müllerbursche spielen — das schickte sich nicht für einen ehemaligen Königlich Preußischen Sergeanten der Garnison Neuruppin. Er mußte das Dörchen heiraten und dabei Soldat bleiben, es ging nicht anders.

Also drückte er auf die Klinke und trat ein. Der Oberst saß am Schreibtisch und paffte aus einer langen Pfeife. „Was will Er denn?" fragte er zur Begrüßung. „Leg Er los, und ohne Umschweif. Ist's wieder das Dörchen? Immer um Michaelis herum hat Er ja dieselben Sorgen. Will Ihn denn das Dörchen überhaupt noch?"

„Herr Oberst", Sergeant Protze baute sich stramm auf, „Herr Oberst, ich muß sie nun wirklich heiraten. Die ganze Stadt lacht schon über mich. Und hat nicht Korporal Klabunde schon längst den Konsens? Denken Herr Oberst gerecht von einem alten Soldaten. Ich will mich nicht beklagen, aber wenn Korporäle heiraten dürfen, müßten Herr Oberst doch auch mir den Konsens geben."

„Aber, Protze, das ist doch ein ander Ding. Ich kann es nicht wagen, Ihn, den dienstältesten Unteroffizier, ehelichen zu lassen. Glaubt Er denn, ich wolle Ihm einen Schabernack spielen? Der Dienst, Protze, der Dienst erlaubt es nicht. Es wird nichts draus, komm Er zu Johanni wieder!"

„Dann bitte ich um meine Entlassung, Herr Oberst."

„Protze, ist Er denn ganz und gar des Teufels? Das wäre ja Fahnenflucht. Ich will nichts gehört haben. Schlaf Er drüber, und komm Er morgen wieder!"

Protze entfernte sich und ging stracks zu Dörchen, ihr den Fall vorzutragen. Die war nicht erbaut davon: „Die schönsten Jugendjahre gehen so dahin, und mit Vater ist es nicht mehr auszuhalten. Heirate mich auch ohne Konsens, dann siehst Du ja, was der Oberst tut. Ich will nicht mehr! Mit Fingern zeigen die Leute auf mich. Außerdem brauche ich Stoff zu einem Mantel. Vater gibt mir keinen, wenn ich nicht heirate. Ach, es ist zum Verzweifeln!"

Protzen ward nicht wohler davon. Dienst und Liebe — wie konnte er beides vereinigen? Er hätte nicht alter Soldat sein müssen, um den Ausweg zu finden. Dörchen bekam den Mantel, auf den Mann konnte sie dann noch bis Johannis verzichten. Ein prächtiger Gedanke war das, und Protze wußte auch, wo er billigen Mantelstoff haben konnte. Eine Stunde weit lag Netzeband im Mecklenburgischen, wo alles preiswerter war als im Preußischen.

Sogleich, denn bis morgen mußte ja alles geregelt sein, machte sich Protze auf den Weg. Auf halbem Wege überholte ihn ein Wagen. Eine Stimme rief ihn an: „Protze, wo will Er hin?" Es war der Oberst! — „Nach Netzeband, meinem Dörchen Manteltuch kaufen. Herr Oberst haben doch nichts dagegen? Wenn sie den kriegt, wartet sie noch bis Johannis."

Der Oberst lachte. „Dann steig Er nur ein! Wenn alle Frauen so genügsam wären! Ich glaube, Er muß sie doch mal heiraten."

So fuhren sie denn nach Netzeband hinein, und wie sie hielten, schoß es dem Sergeanten durch den Kopf: „Kreuz Sakerment, hier ist ja Mecklenburg, hier ist ja Ausland — ich wag's!" — Er sprang vom Bock, nahm Haltung an und meldete: „Herr Oberst, wir sind in Mecklenburg. Ich melde mich gehorsamst als Deserteur!"

Der Oberst fluchte nicht schlecht, sah aber ein, daß er im Nachteil war. Er machte gute Miene zum bösen Spiel: „Also, Protze, es ist nicht in der Ordnung, aber zurück muß Er! "

„Herr Oberst, nur, wenn ich nicht bestraft werde und den Konsens kriege."

„Ist bewilligt, aber wir kehren sofort um. Tuch für Dörchen kann Er sparen. Er soll sie meinetwegen sofort heiraten."

War nicht Protze ein ganzer Mann? Doch zu seiner Ehre sei es gesagt: Er schämte sich dieser kleinen Erpressung und ließ nie etwas von seinem Streich verlauten. Der Oberst hat die Geschichte später seinen Kameraden erzählt, und dadurch ist sie auf die Nachwelt gekommen.

★

Im Spiegel.

Skizze von Magdalene Kind

Dieser Vorfall ereignete sich im Rauchzimmer der Villa des bekannten Industriellen Michel Ingersheim, dem die großen Farbwerke vor der Stadt am Strom gehörten, die ein ganzes Stadtviertel für sich bildeten. Es geschah während einer kleinen Abendgesellschaft, der ersten in diesem Herbst. Noch hatten sich keine Kreise gruppiert, mit deren Prominenz man für den Winter rechnete, noch war die Frau nicht aufgetaucht, von der man „sprach" — es war alles erst in der Entwicklung begriffen, ein abwartendes Tasten, Auftakt der Saison — es lag sogar immer noch ein wenig Sommerlässigkeit in der Luft, selbst die Parkbäume waren noch nicht ganz entlaubt.

Michel Ingersheim saß mit dem berühmten Chemiker Wulffen zusammen im Rauchzimmer.

Da merkt Wulffen, dem Ingersheim ein neu entdecktes Farbsystem auseinandersetzt, daß der Hausherr nicht mehr bei der Sache ist, irgend etwas lenkt ihn ab. Er wiederholt eben gesprochene Worte in sinnloser Folge — macht Pausen zwischen den einzelnen Sätzen, scheint die Anwesenheit des anderen ganz zu vergessen. Dann schrickt er auf und spricht weiter. Es sind nur unzusammenhängende Sätze, flackernde, überlebhaft betonte Worte. Sein ganzes Bewußtsein sammelt sich in seinem Blick, selbst das Gesicht, die ganze Haltung seines Körpers bekommt einen gespannten Ausdruck. Ingersheim sieht etwas — durch die weit auseinander geschobene Flügeltür blickt man vom Rauchzimmer aus in einen Spiegel, der nebenan im Gartensaal hängt. In diesem Spiegel erscheint wie ein Bild Frau Meta Ingersheim. Sie trägt heute ihre Perlen — diese wunderbaren Ingersheimschen Perlen, die Michel Ingersheim ihr zum Hochzeitstag schenkte. Ingersheim liebt seine Frau mit der starken Leidenschaftlichkeit des hohen Vierzigers. — Frau Ingersheim spricht mit jemand, den man nicht sieht. Ihre freudig überraschende Miene deutet auf ein unerwartetes Wiedersehen. Nun lächelt sie und streckt den Arm aus — wem reicht sie die Hand? Ihr Lächeln vertieft sich und wird hinreißend voll unsagbarer Zärtlichkeit. Jener muß auch nach der Perlenkette gegriffen haben — sie hebt sich wie von selbst — beschreibt einen leichten schimmernden Bogen in der Luft vor dem dunkelblauen Hintergrund.

Michel Ingersheim ist aufgestanden — die rechte Hand hält er vor sich hin, gleichsam tastend, um das zu greifen, was er da gleich einer Erscheinung sieht. Mit dem Ausdruck eines Schlafwandlers geht er vorwärts — ganz langsam — die Augen starr auf das Bild im Spiegel gerichtet.

Wulffen sieht ihn an, folgt seinem Blick und schweigt.

Dann geschieht das Unglaubhafte, dies vollkommen Unbegreifliche. Michel Ingersheim packt einen schweren Silberleuchter, der auf dem Mitteltisch steht, und schleudert ihn mit ungeheurer Kraft nach diesem Bild, das wie ein Spuk im Spiegel lebt.

Der Spiegel zerbricht unter gellendem Klirren — ein Aufschrei vieler Stimmen folgt fast zugleich. Aber die furchtbare Erscheinung im Spiegel ist damit erloschen. — „War das wahr, was ich da eben sah? Haben Sie das auch gesehen?" fragt Ingersheim verstört mit tonloser Stimme, als Wulffen ihn jetzt am Arm faßt. „Was ist das gewesen?" Grauen starrt aus seinen Augen.

Alle Gäste strömen herein. Die Frauen weichen entsetzt vor den Scherben zurück, der leere Spiegelrahmen erschreckt sie. Die Herren umringen Ingersheim, der wie von Sinnen am Tisch lehnt, sich schwer gegen die Tischkante stützend.

„Was ist denn geschehen? So sprechen Sie doch. Soll man einen Arzt holen? Fühlen Sie sich nicht wohl?"

„Was fehlt Herrn Ingersheim?"

Aber auch Wulffen gibt keine Antwort. Er schweigt von dem, was er mit ansah.

„Wer ist das gewesen? Wer von Euch?!" Ingersheim will sich auf die Nächststehenden stürzen, rasend, völlig besinnungslos in seinem Schmerz — da greifen drei, vier Arme nach ihm und halten ihn fest. In dem Augenblick löst sich ein erschütternder Laut aus der Tiefe seines Körpers — ein Lachen schüttelt ihn, ein bitteres, verzweifeltes und grauenvolles Lachen wie ein Aufschreien in Todesqual.

Das letzte, was er bewußt gehört, sind die hilflosen, verängstigten Worte seiner Frau: „Ich glaube, mein Mann ist wahnsinnig geworden."

Dann läßt er sich willenlos hinausführen.

— Ingersheim hört nicht mehr den zweiten, viel lauter klingenden Angstruf seiner Frau: „Meine Perlen! Um Himmelswillen, wo ist meine Perlenkette?!"

Dieser neue Schrecken lenkt alle Gäste von dem unbegreiflichen Vorgang eben ab. — —

— — Draußen fegte unterdessen ein starker Kraftwagen im Neunzigkilometertempo die Allee hinunter, über die mächtige Bogenbrücke, an den Ingersheimschen Farbwerken vorüber. Das Dunkel der Landstraße nahm ihn auf. Der Fahrer trug über dem Frack einen Ledermantel, in dessen Brusttasche die Perlenkette lag.

„Wer war es? Wer von Euch ist das gewesen — den ich nicht im Spiegel sehen konnte", stöhnte Ingersheim vor sich hin, als man ihn im Krankenauto in ein Sanatorium brachte. So gib mir doch eine Antwort! Wer ist das gewesen?!"

Die Antwort stand in den Morgenzeitungen, die von dem rätselhaften Verschwinden der berühmten Ingersheimschen Perlenkette berichteten. Man hatte Verdacht auf einen Herrn, der, ein Jugendfreund der Hausfrau, während der Gesellschaft unerwartet eintraf und im Ruf eines Abenteurers stand. Er schien während der allgemeinen Verwirrung verschwunden zu sein. — —

„Wahrscheinlich Ueberarbeitung, sehr bedauerlich. Es ist ein Nervenzusammenbruch, Halluzinationen", konstatierte der Psychiater am anderen Tag, als er Wulffen auf der Straße traf.

Der sah ihn an und schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Professor, es ist leider die Wirklichkeit gewesen, die Ingersheim im Spiegel gesehen hat."

★

Der einzige Freund / Skizze von Ernst Kurt Baer

Der Regen klatschte gegen die Butzenscheiben. Bleischwer hing die Dämmerung im reglosen Dunst der niedrigen Stube. Das Jahr 1799 hatte eine schlimme Zeit über Mannheim gebracht. Das kalte Fieber ging wieder um. Krankheit und Not hatten die Hölzels arg mitgenommen. Schmalhans war Küchenmeister, Frau Sorge Gesellschafterin.

Mutter Hölzel saß gedankenverloren am Fenster. Sie dachte an vergangene, bessere Zeiten und an einen ihrer ehemaligen Mieter, der ihr — vielleicht — helfen konnte. Damals, anno 1784, vor fünfzehn Jahren, war der freilich auch nur ein armer Theaterdirektor gewesen. Von seinen Gläubigern arg bedrängt, hatten sie ihm mit zweihundert Gulden von ihren Ersparnissen geholfen, ohne Sicherheit, nur weil er ein guter und ehrlicher Mensch war. Das Geld konnte er ihnen bald wiedergeben. Zweihundert Gulden. Jesses! Welch eine Summe!

Schwere, bedächtige Schritte erklangen. Vater Hölzel trat ein. Mürrisch warf er den Dreispitz auf den Tisch und zog den Rock aus. Mit einem bunten Taschentuch wischte er sich den Regen aus dem Gesicht. „'s borgt uns keiner mehr, Hölzeln!" brummte er. „Die Zeiten sind überall schlecht, sagen sie. Der Krämer warf mir einen bösen Blick zu, von wegen der Schulden, und der Apotheker hat gemahnt. 's geht zu Ende."

Die Frau am Fenster seufzte. „Dieweilen ich darüber simulierte", sagte sie mit leiser Stimme, „so vermeinte ich, wir fragen einmal bei dem Schiller an. Der ist itzo ein hochgeehrter Hofrat und Professor."

Der Alte schüttelte den grauen Kopf. „Die Ehre allein machet net satt. Wir haben's erfahren, als er noch bei Dalberg Theatraldichter war. Bei aller Ehr' blieb er ein gehetztes Hascherl; vom Iffland gar net erst zu reden. Weißt noch, Hölzeln, wie der unserm Schiller von der Bühne aus zusetzte? In dem Stückel ‚Der schwarze Mann' hat er ihn als Dichter Flickwort verhöhnet und nachgeahmet."

„Aber die Komödia vom Wallenstein ist so gelobet!"

„Der Herder ist über den ersten Teil arg aufgeregt g'wesen."

„Der Schiller, vermein' ich", sagte Mutter Hölzel streng, „ist ein gescheuter Mann. Der Herzog hat's auch eingesehen und der Goethe."

„Gewiß doch, Hölzeln!" beruhigte der Alte. „Und gut ist er auch."

„Ein Schenie ist er! Der Streicher hat's mir oft genug vorgehalten." Sie nahm den Dreispitz und hängte ihn in die Nähe des Ofens.

„Schon, schon!" erwiderte der Alte bedächtig. „Aber er ist arm."

„Er wird uns helfen. In besser'n Zeiten, so die Söhne Geld verdienen, soll die Schuld getilget werden. Schreib ihm das!" beharrte sie.

Eine Weile stützte Hölzel den grauen Kopf in die Hände. „Wahr ist's", murmelte er. „Anno 85 haben wir ihm auch geholfen." — —

Vom Ufer des Leutrabaches her strebte ein großer, hagerer Herr dem strohgedeckten Gartenhäuschen zu. Der Oberkörper war leicht vornübergeneigt, das Gesicht blaß. Schwere Gedanken schienen hinter der hohen, breiten Stirn zu arbeiten. Vor der schmalen Tür in der Gartenmauer blieb er stehen und atmete schwer. Dann betrat er den Garten und ging zur Laube hinüber.

Plötzlich erklang von den Rosenbeeten her deklamierend eine angenehme Stimme: „Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein . . ."

Der hagere Herr blickte überrascht auf. Ein frohes Leuchten glitt über sein ernstes Gesicht. „Reverenz, Herr Geheimrat! Ischt mir eine hohe Ehre", rief er im leicht schwäbelnden Tone.

Elastischen Schrittes kam der Herr Geheimrat näher und hob grüßend die Hand. „Wonnetrunken betrete ich Ihr Elysium, Herr Hofrat Schiller. Wie geht es mit der Gesundheit?"

„Es läßt sich ertrage. Sie erfreue sich doch auch einer vorzüglichen Santé?" Schiller machte ein einladende Bewegung zur Laube.

Goethe trat ein und setzte sich auf die Bank hinter dem Steintisch. „Abzüglich der Dosis Aerger durch die Skribenten, die noch nicht die Xenien vergessen können." Er lächelte still vor sich hin.

„Die Chos mit dem Schlegel hat mich deprimiert", sagte Schiller. „Heut ischt mir dafür ein groß Plaisir zuteil geworde. Meine Wirtsleut' von Mannheim sind in arge Not gerate, da darf ich helfe. Der Cotta soll ihne Gold, zehn Karolin, überweise. Das ischt so, Herr Geheimrat. Des Bedrängten Not ischt des Helfers Freud'. Die Hölzels habe mir auch mal geholfe, darum solle sie nicht in Kalamitäte komme. Sie nenne mich: Der einzige Freund auf der ganzen Welt!"

„Geben ist seliger denn nehmen", erwiderte Goethe.

Das Gespräch schwenkte zur Philosophie ab. Eine leichte Röte stieg in das blasse Antlitz des Hofrates, als wollte sie die Krankheit verbergen und die Wahrheit der kühnen Erkenntnis bezeugen: Es ist der Geist, der sich den Körper baut . . . Im Höhenflug des Geistes lag das Glück der Harmonie wie ein sonniger Frühlingstag. — —

„Endlich!" seufzte Mutter Hölzel erleichtert, als ihr Sohn in die Stube trat. „Was hat der Herr Intendant gesagt? Hat die Fürsprach' vom Herrn Schiller geholfen?"

„Da muß ich lachen, Frau Mama", entgegnete der Bursche übermütig. „Was denkt Sie denn, was der Herr Schiller vorstellt? Hat Sie sich das je überlegt?"

Ein Schreck durchzuckte die Mutter, über das gutmütige Gesicht ging ein Schatten der Enttäuschung. „Ich hab's geahnet", sagte sie leise. „Der Herr Schiller ist gewiß ein gescheuter Mann, ein ganz gescheuter, aber der Herr von Dalberg meinet es nicht gut mit ihm. Das wußte ich schon anno 85, so er den Iffland vorgezogen hat. Nun der Herr Schiller fort ist von Mannheim, ist es gar schon aus."

Der Sohn bemühte sich, das heitere Aufleuchten im Gesicht zu verbergen. „Ich vermein'", sagte er scheinbar empört, „daß man sich beim Schiller beklaget, so er uns um eine Hoffnung betrog."

„Unterstehe Er sich!" fuhr Mutter Hölzel auf. „Hat Er die zehn Karolin vergessen? Der Schiller ist unser einziger Freund, so auch alle gegen ihn sind. Vermerk Er sich das, mein Sohn!"

Da hielt der Bursche die Mama plötzlich an den Schultern fest und lachte ihr ins Gesicht. „Echauffier' Sie sich nicht, Frau Mama, so ich einen Scherz mit Ihr getrieben! Zum Theatermaschinist hat mich Herr von Dalberg ernennet. Bei hohem Gehalt. Ich hab' die Summ' verhöret in der Aufregung."

Die Mutter starrte ihn fassungslos an. „Was vermeinet Er?"

„Daß die Fürsprach geholfen hat, geholfen wie ein Zauberwort, Frau Mama", jubelte er. „Herr von Dalberg war sehr freundlich, wohl um zu zeigen, in welcher großen Achtung Herr Schiller bei ihm stünde."

„Der Dalberg?" wunderte sie sich.

„Ja, Frau Mama! Nicht Geld macht die Wirkung, sondern daß der große Schiller seine kostbare Zeit an uns Verlass'ne gewendet."

Die Alte strahlte. „Er ist gut", bekannte sie aus übervollem Herzen. „Der einzige Freund — auf der ganzen Welt . . ."

Ihre Stimme versagte; aus den Augen stürzten Tränen der Freude.

Das Wunderkind.

Skizze von Georg Wagener.

An allen Anschlagsäulen stand es zu lesen, daß in den nächsten Tagen das berühmte Wunderkind, der zehnjährige Geiger Alexander Nimoff, in die Stadt kommen und in den Lessingsälen auftreten würde. Die Eintrittspreise entsprachen dem Rufe des jugendlichen Künstlers.

Ein Junge stand vor dem Anschlag und las ihn andachtsvoll. Er hatte beide Fäuste in die Hosentaschen vergraben und zog jetzt in Gedanken die Augenbrauen scharf zusammen: „Mensch, zehn Mark will der Nimoff haben, wenn man ihn hören will! Und was bekomme ich? Gar nichts! Höchstens eine Tracht Hiebe, weil ich die Schularbeiten nicht mache."

Er hatte wohl Lust, in jugendlicher Verachtung und Wut das Plakat anzuspucken. Doch dann besann er sich plötzlich, kehrte sich scharf auf dem Absatz um und holte eine Mundharmonika aus der Tasche. Er fing an, mit Vollendung irgend einen Gassenhauer zu blasen, einen Schlager, der von Liebe handelte und eigentlich nicht zum Repertoire eines zehnjährigen Jungen gehörte. Ihm aber schien die Melodie sehr zu gefallen, besonders nachdem er auf dem Anschlag gelesen hatte, daß Alexander Nimoff Symphonien und Sonaten zu spielen beabsichtige.

So schlenderte er die Straße hinunter, als ihm plötzlich etwas einfiel. Es war sieben Uhr. Um halb neun sollte das Konzert des Wunderkindes beginnen. Vielleicht kam dieses Salonpüppchen schon vorher. Die Lessingsäle waren in der Nähe, und so lohnte sich wohl die kleine Mühe, ein wenig zu warten und sich den Bengel anzusehen.

Es dauerte gar nicht einmal lange. Nur ein paar Neugierige standen vor dem Eingang, weil man das Wunderkind und seinen Impresario wohl noch nicht so früh erwartet hatte, als ein geschlossener Kraftwagen hielt. Zuerst stieg ein gewichtiger und sehr geschäftstüchtig aussehender Herr im Pelzkragen aus. Dann kam ein im grellen Licht der Bogenlampen doppelt bleich anmutender Junge mit blutleerem Gesicht und müden dunklen Augen. Er trug ein schwarzes Samtbarett, einen schwarzen Samtmantel und einen großen schwarzen Künstlerschlips. Er machte den Eindruck einer festlich gekleideten Puppe. Dazu hielt er einen schwarzen Geigenkasten etwas steif unter dem Arm.

Der Junge mit der Mundharmonika fand, daß dieses Wunderkind durchaus nicht beneidenswert aussah. Aber ihn ärgerte der Aufputz, der schöne Schlips, das anscheinend mit der Brennschere gebrannte Lockenhaar, kurz der ganze wie aus dem Ei geschälte Wunderknabe. Die Seele des Gassenjungen mit seinen durchlöcherten Strümpfen und den schmutzigen Fingernägeln empörte sich gegen diese Bild gewordene Korrektheit. So setzte der Junge, während die wenigen Neugierigen „Bravo!" schrien und ein begeisterter Backfisch dem Wunderkind einen Strauß in die freie Hand drückte, zum Zeichen seines Widerspruchs die Mundharmonika an die Lippen und spielte seinen Gassenhauer.

Die Zuschauer sahen empört auf den Jungen: „Bengel, was fällt Dir denn ein!" Der Impresario hob das blaurasierte Kinn aus dem Pelzkragen heraus und pfiff seine Verachtung über den Störenfried zu einem Mundwinkel hinaus: „Pöbel!"

Das Wunderkind blieb stehen. Es sah den fremden Jungen erstaunt an, sah die Mundharmonika, sah die schmutzigen Hände, die durchlöcherten Strümpfe, und die dunklen Augen wuchsen verlangend, neidisch. Die Hand mit den Blumen hob sich, als wollte sie nach etwas greifen.

Doch ehe der berühmte zehnjährige Geigenspieler Alexander Nimoff einen Fehltritt begehen konnte, rief ihn die Stimme des Impresario zur Ordnung: „Was soll denn das? Kommen Sie!" Da ließ das Wunderkind die Hand sinken und ging müde hinter seinem Führer her.

Der Gassenjunge hatte einen Augenblick das Blasen vergessen. Nicht weil die Zuschauer empört waren, nicht weil ihn die Verachtung des Herrn im Pelzkragen traf. Der verlangende, traurige Blick des Wunderkindes hatte ihm fast die Lippen gelähmt. Er stand vor einer kaum faßbaren Erkenntnis: Dieser geschniegelte und gebügelte Musterknabe dort war nicht glücklich, dieses Kind, dem über alles zur Verfügung stand, dem man zehn Mark zahlen mußte, um es überhaupt spielen hören zu dürfen, dieser Junge, der schon ein feiner Herr war, beneidete ihn! Die Welt war verdreht.

Aber ein richtiger Gassenjunge läßt sich nicht verblüffen. So drehte sich der Bengel kurz um, setzte die Harmonika wieder an den Mund und schlenderte zum Takt des Gassenhauers die Straße entlang.

Er hatte keine Eile. Das Margarinebrot zuhause wurde doch nicht kalt. Und außerdem mußte er immer noch an diesen sonderbaren Wunderknaben denken.

Plötzlich hörte er eilige Schritte hinter sich. „Du, du", rief eine zaghafte, fast ängstliche Stimme. Er blies weiter, wandte sich halb um und hörte erstaunt mitten in einem Ton auf. Das Wunderkind stand vor ihm, außer Atem, die Augen weit aufgerissen.

„Du", sagte es, „Du, gib mir Deine Mundharmonika! Ich möchte sie haben. Früher habe ich auch eine gehabt. Aber man hat sie mir weggenommen. Herr Spontini, mein Impresario — ja, ja der Dicke mit dem Pelzkragen, ich mag ihn auch nicht —, Herr Spontini sagt, ich bekäme einen häßlichen Mund davon und könnte nicht mehr freundlich lächeln, wenn ich mich vor den Leuten verbeuge. Aber ich will ja gar nicht hübsch bleiben. Ich will Mundharmonika spielen."

Das Wunderkind sprudelte die Worte hervor, daß der Gassenjunge keine Zeit zur Erwiderung fand. Jetzt mußte es Atem schöpfen, und der Bengel fragte: „Meine Mundharmonika? Was wird denn Dein Herr Spontini sagen? Wo ist der überhaupt?"

Der Geigenspieler sah sich ängstlich um: „Ich bin ihm weggelaufen. Er wird mich schon suchen. Er kommt sicher gleich hinter mir her, und dann bekomme ich die Mundharmonika nicht mehr. Bitte, bitte, gib sie mir doch. Du kannst dafür meine Geige haben. Hier, nimm doch! Bitte!"

Da gab der Gassenjunge verwundert die Harmonika her. Er ließ sich den Geigenkasten in den Arm drücken, sah, wie das Wunderkind sein geliebtes schmutziges Instrument an den Mund drückte und ein paar Töne probte. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß dieser widerliche Herr Spontini jeden Augenblick kommen und den Tausch rückgängig machen mußte. So drückte er den Geigenkasten fest an sich und rannte um die nächste Straßenecke. —

Am anderen Morgen stand in den Zeitungen, das Konzert des zehnjährigen Geigenkünstlers Alexander Nimoff habe im letzten Augenblick abgesagt und das Eintrittsgeld zurückgegeben werden müssen, weil das Wunderkind überraschend erkrankt sei.

Die reichbesetzte Weihnachtstafel.

So sehr wir alle uns in diesen Notzeiten den Gürtel enger schnallen müssen, zu Weihnachten wird doch überall, wo man es sich noch irgend leisten kann, möglichst gut und viel gegessen. Dieser sympathische Brauch hat seinen Ursprung schon im Mittelalter genommen. Ehemals fiel bekanntlich der Jahresanfang mit dem Feste der Geburt Christi zusammen. Nun pflegte man aber das neue Jahr gewöhnlich mit einem recht reichlichen Mahl einzuleiten, in der von abergläubischen Vorstellungen nicht unbeeinflußten Annahme, man würde dann auch für den Rest des neuen Zeitabschnittes gut zu leben haben. Als dann 1582 der neue gregorianische Kalender eingeführt wurde, fielen die beiden Feste auseinander, und die Sitte des „Viel-Essens" wurde fortan mit dem Weihnachtsfeste verbunden. — Auch die stellenweise noch erhaltene Sitte des „Christbrands" stand ursprünglich mit dem Neujahrstage in Verbindung. Der schwere Holzklotz, mit dem man das Herdfeuer erneuerte, sollte seiner eigentlichen Bestimmung nach den Grundstock für das Feuer des kommenden Jahres bilden. Die uralte Sitte, die sich außerhalb Deutschland auch noch in anderen Ländern findet, wird zum ersten Male in einer westfälischen Urkunde aus dem Jahre 1184 erwähnt.